

Sprachhürden in der Forschungslandschaft

Exemplarische Beobachtungen zur Rolle des Ungarischen
in der Bartók-Forschung

Michael Braun

VON FREMDSPRACHEN UND SPRACHHÜRDEN

Selbst inmitten unseres muttersprachlichen Alltagsumfelds sind wir im Grunde jederzeit von Fremdsprachen umgeben, ohne dass wir automatisch von »Sprachhürden« reden müssten. Das Gefühl sprachlicher Exklusion wird sich schließlich nicht bei jedem und außerdem nicht ständig einstellen. Das liegt daran, dass wir eben nicht bei jeder fremdsprachlichen Begegnung auch mit der Notwendigkeit konfrontiert werden, den Verständigungsmangel zu beheben. Erst wo eine nicht beherrschte Fremdsprache zu einem Ausschluss von etwas führt, wozu der Zugang wünschenswert oder sogar wichtig wäre, kann von einer Sprachhürde die Rede sein, so wie sie hier verstanden wird. Den meisten Geisteswissenschaftlern dürfte der Umgang mit einer oder mehreren Fremdsprachen eine alltägliche Pflichtübung sein. Auch hier muss sich noch längst nicht das Gefühl einstellen, ständig linguistische Hürden nehmen zu müssen. Wer seine fremdsprachlichen Ausflüge etwa auf die moderne Verkehrssprache Englisch konzentrieren kann, wird darin kaum etwas ungewöhnlich Mühsames oder Abseitiges entdecken können. Dennoch: Jeder, der Englisch nicht muttersprachlich beherrscht, muss in jeder aktiven Mitteilung und bei jeder passiven Aufnahme Nachteile hinnehmen, die einem Muttersprachler nicht im Wege stehen. Dabei halten sich durch weltweite Verbreitung, Geläufigkeit und Zugänglichkeit des Englischen die entsprechenden Sprachprobleme durchaus in Grenzen. Sobald wir aber ein Idiom betrachten, das diese Vorzüge – Verbreitung, Geläufigkeit, Zugänglichkeit – nicht in gleichem Maße bietet, verstärken sich die Effekte, und es entsteht eine Sprachhürde, die diesen Namen erstens verdient und die zweitens handfeste und nachvollziehbare Auswirkungen auf den Informationsaustausch innerhalb einer Forschungsgemeinschaft hat. Darum soll es in den folgenden Betrachtungen

gehen, und darin liegt auch die Verbindung zum übergeordneten Thema dieses Bandes: Denn indem Sprachverhältnisse Forschungslandschaften prägen, setzen sie wichtige Rahmenbedingungen für wissenschaftliche »Denkstrukturen« und »Netzwerke«, ohne in der Regel diskursiv verhandelt zu werden.

EIN EXTREMER FALL: DIE UNGARISCHE SPRACHE UND DIE BARTÓK-FORSCHUNG

Die Sprache, die hier exemplarisch unter die Lupe genommen werden soll, ist das Ungarische im Kontext der Bartók-Forschung. Hier tut sich ein denkbar scharfer Gegensatz zwischen der modernen Lingua franca Englisch und der Randsprache Ungarisch auf.¹ In puncto Zugänglichkeit ist das Ungarische sogar von einem wahren Nimbus des Unverständlichen umgeben: Es gilt als ausgesprochen schwer zu erlernen, und gerne wird der Mythos gepflegt, Ungarisch sei von einem Nicht-Muttersprachler schlicht nicht zu meistern. Ein pointierter und gerne zitierter Ausspruch, der Friedrich Dürrenmatt zugeschrieben wird, treibt es humorvoll auf die Spitze: »Es gibt zwei sehr schwere Sprachen in Europa, die eine ist Portugiesisch und die andere ist Ungarisch. Aber Ungarisch ist so schwer, dass nicht einmal die Portugiesen es verstehen.«² Dieser Nimbus

1 | Laut Bundeszentrale für politische Bildung gab es 2009 etwa 330 Millionen englische Muttersprachler. Unter Hinzunahme der Zweitsprachler ergibt sich eine Zahl von etwa 500 Millionen. Die Anzahl der zusätzlichen Fremdsprachler wird auf mehr als eine Milliarde geschätzt. O. A., »Weltsprache«, in: *Bundeszentrale für politische Bildung* (30.06.2010), www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/globalisierung/52515/weltsprache (abgerufen am 01.03.2016). Die ungarische Sprache kommt nach gängigen Schätzungen auf etwa 12 Millionen Mutter- und Zweitsprachler. Zusammen mit einer geschätzten Anzahl an Fremdsprachlern wächst diese Zahl auf weniger als 15 Millionen an. Vgl. o. A., »Hungarian«, in: *Ethnologue. Languages of the World*, www.ethnologue.com/language/hun (abgerufen am 01.03.2016); László Fejes, »Hat tévhit a magyar nyelvről« [Sechs Irrtümer zur ungarischen Sprache], in: *Nyelv és Tudomány [Sprache und Wissenschaft]* (01.10.2010), www.nyest.hu/hirek/hat-tevhit-a-magyar-nyelvroi?comments (abgerufen am 01.03.2016). Die ungarische Sprache begegnet uns außerhalb des kleinen muttersprachlichen Verbreitungsgebiets nur akzidentiell, als fremdsprachliches Kuriosum für denjenigen, der zumindest in der Lage ist, sie anhand ihres Klanges zu identifizieren. Sie ist gewissermaßen das Gegenteil einer Verkehrssprache.

2 | Dieser Ausspruch kursiert allenthalben in Essays und Einführungen zur ungarischen Sprache, ohne dass je ein Originalnachweis mitgeliefert wird. Hier zitiert nach: Ungarisches Institut der Universität Regensburg, »HUNGARICUM. Studienbegleitende Ausbildung mit dem Schwerpunkt Ungarn«, www.ungarisches-institut.de/hungaricum/2010-11/Hungaricum_Flyer_2010.pdf (abgerufen am 01.03.2016).

wird uns im Weiteren nicht mehr eigens beschäftigen; aber er verdeutlicht, dass die Entscheidung, Ungarisch als Fremdsprache zu erlernen, im Vergleich zur Wahl des Englischen als regelrecht exotischer Schritt erscheinen muss.

Bevor genauer auf das Sprachenkonzert innerhalb der Bartók-Forschung eingegangen wird, soll zunächst geklärt werden, wodurch das Ungarische hier überhaupt Relevanz beanspruchen darf. Anschließend soll mit empirischen Mitteln untersucht werden, welche Forschungssprachen in welchem Umfang tatsächlich für die Bartók-Forschung von Bedeutung sind, in welcher Weise das Ungarische vertreten ist und inwiefern sich dabei thematische Schwerpunkte bilden. Weiterhin geht es nicht nur um die Konfrontation mit der Fremdsprache Ungarisch, sondern auch um den Umgang ungarischer Forscher mit der Randrolle ihrer eigenen Muttersprache.

Die Quellenlage als Ausgangssituation

Die Relevanz der ungarischen Sprache in der Bartók-Forschung ist keine Selbstverständlichkeit, die sich automatisch durch Bartóks Herkunft und Muttersprache einstellen würde. Es gibt substantiellere Gründe dafür. Eine plausible Basisvoraussetzung dafür, dass eine bestimmte Sprache forschungsrelevant wird, entsteht aus der Quellenlage heraus. Diese wird durch Biographie und Schaffen des Komponisten determiniert. Ein wichtiger Teil von Bartóks Korrespondenz und anderer persönlicher Mitteilungen liegt auf Ungarisch vor. Zudem befasst sich der Kern seiner ethnomusikologischen Arbeit mit ungarischer Volksmusik, zu der er teilweise in ungarischer Sprache publizierte. Und zu guter Letzt verwendet das Gros seiner Vokalmusik ungarische Texte, seine originalen Vokalkompositionen sogar zu hundert Prozent.³ Verstärkend wirkt die »physische Situation« seines Nachlasses: Bedingt durch Bartóks Emigration in die USA, wo er 1945 auch starb, verteilt sich das handschriftliche Quellenmaterial im Wesentlichen auf die USA und Ungarn. In New York und Budapest entstanden in geringem zeitlichen Abstand zwei Archive, die verschiedene Portionen des Nachlasses verwalteten. Das Archiv in Budapest konnte im Laufe der Zeit zur wichtigen Anlaufstation für Forscher werden, während sich aus dem amerikanischen Bestand keine derartige, öffentliche

3 | Gemeint sind die Vokalwerke, die Bartók ohne Rückgriff auf Volksliedmaterial komponierte. Um genau zu sein, entstand die *Cantata profana* – ein Vokalwerk, von dem noch die Rede sein wird – zu weiten Teilen ursprünglich zu einem rumänischen Text, der aber in der letzten Phase der Werkentstehung durch einen ungarischen ersetzt wurde. Vgl. László Vikárius, »Béla Bartók's *Cantata profana* (1930): A Reading of the Sources«, in: *Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae* 35 (1993/94), H. 1–3, S. 249–301.

Institution entwickelt hat.⁴ Die Etablierung des Budapester Archivs führte zur Institutionalisierung eines ungarischen Seitenarmes der Bartók-Forschung. In Budapest entstand eine Expertenkompetenz, die sich auch in ungarischsprachigen Publikationen manifestierte.

Eine Relevanz der ungarischen Sprache in der Bartók-Forschung entsteht also offensichtlich nicht als bloßes Resultat einer nationalromantisch gefärbten Rücksicht auf die Heimat des Komponisten, sondern als logische Konsequenz aus Quellenlage und deren Auswirkung auf die Forschungslandschaft. Eine ungarische Sprachhürde ist in der Bartók-Forschung eine inhärente Größe. Bei Briefen ist es möglich, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in Grenzen zu halten, weil es sich für gewöhnlich um ein weitgehend geschlossenes Korpus handelt, dessen Übersetzung mit kalkulierbaren Mühen und Risiken geleistet werden kann und von großem Nutzen ist. Seit den 1970er Jahren steht mit einer Englisch- und einer Deutsch-Übersetzung zahlreicher Briefe Bartóks ein wichtiges Arbeitsmittel für die internationale Forschung zur Verfügung.⁵ Was nun übrige wichtige Primärquellen angeht, so kann der Forscher ohne Ungarisch-Kenntnisse die Entscheidung treffen, derartige Grundlagenarbeit am Material den Quellenexperten vor Ort zu überlassen; in der Hoffnung, dass die Ergebnisse dann in einer Breitensprache zugänglich gemacht werden. Wird diese Arbeit allerdings zur eigenen Kernkompetenz gerechnet, bleibt letztlich nur die aufwendige Aneignung der Fremdsprache, um im direkten Umgang mit Primärquellen nicht auf Hilfe angewiesen zu sein. Das ist insbesondere

4 | Vgl. László Somfai, »The Budapest Bartók Archives«, in: *Fontes Artis Musicae* 29 (1982), H. 1-2, S. 59-65, außerdem Benjamin Suchoff, »The New York Bartók Archive«, in: *The Musical Times* 122 (1981), S. 156-159. Das New Yorker Archiv existiert heute nicht mehr, nachdem der gesamte Bestand in die Obhut des Erben Peter Bartók – des jüngeren Sohnes des Komponisten – übergegangen ist. In Homosassa, Florida, wird der amerikanische Nachlass von ihm verwaltet. Unter anderem werden dort seit einigen Jahren Neuausgaben einiger Werke vorangetrieben. Vgl. Elliott Antokoletz, »The New York Bartók Archives: Genesis and History«, in: *Studia Musicologica* 53 (2012), H. 1-3, S. 342-348.

5 | Béla Bartók, *Letters*, hrsg. von János Demény, London 1971, bzw. ders., *Briefe*, hrsg. von János Demény, 2 Bde., Budapest 1973. Nicht alle diese Briefe sind im Original ungarisch. Bartók korrespondierte in verschiedenen Sprachen, darunter auch Deutsch und Englisch. Aber insbesondere aufschlussreiche Briefe persönlicher Natur sind in vielen Fällen auf Ungarisch verfasst worden. Der Großteil der Forschungsgemeinschaft nimmt übersetzte Ausgaben daher dankbar entgegen. Weitere Briefübersetzungen kommen immer wieder in kleineren Dosen hinzu und präsentieren etwaige ungarische Originale meist direkt in Übersetzung, um diese Dokumente gewissermaßen hinter dem Schleier der unbekannten Sprache hervorzuholen.

dort relevant, wo es etwa um handschriftliche Vermerke in ungarischer Sprache geht, die sich in Musikquellen finden.

Schon bevor wir uns mit empirischen Zahlen versorgen, können erste Vermutungen angestellt werden: nämlich, dass Quellenarbeit und jede Detailanalyse, die es mit ungarischer Sprache zu tun bekommt, Domänen sein werden, die überproportional von ungarisch sprechenden Forschern bestimmt werden. Ein weiterer Bereich, der ohne ungarische Sprachkenntnisse ein heikles Territorium sein dürfte, ist aus genannten Gründen die Vokalmusik Bartóks. Eine merkbliche Häufung von Beiträgen ungarischer Herkunft wäre demnach nahelegend, wenn es um die Beschäftigung mit Vokalwerken geht.

Schreiben über Bartók: Statistisches

Als Ausgangspunkt dient zunächst Elliott Antokoletz' *Guide to Research*, der erstmals 1988 erschien. In den Jahren 1997 und 2011 wurden Neuausgaben veröffentlicht, um der Entwicklung der Bartók-Forschung Rechnung zu tragen.⁶ Man kann also eventuelle sprachliche oder thematische Schwerpunktveränderungen innerhalb zweier Perioden von neun beziehungsweise 14 Jahren nachverfolgen. Der innere Aufbau der Bibliographie ist in allen drei Ausgaben unverändert geblieben. Nach einer allgemeinen Einführung zu Bartóks Biographie und stilistischer Entwicklung folgt zunächst eine Auflistung der veröffentlichten Kompositionen, geordnet nach Genre. Dann werden die veröffentlichten Primärquellen wie Schriften und Briefe Bartóks, Volksmusiksammlungen und Faksimiles aufgelistet. In drei weiteren Abschnitten sind »Biographical and Historical Studies«, »Studies of Bartók's Musical Compositions« und schließlich »Discussions of Institutional Sources for Bartók Research« verzeichnet. Für die folgenden Beobachtungen konzentriere ich mich auf den vierten Abschnitt, die »Studies of Bartók's Musical Compositions«. Hier sind mir wegen der vorwiegend musikanalytischen Ausrichtung meiner Beschäftigung mit Bartók detailliertere Aussagen möglich, außerdem handelt es sich hierbei um die umfangreichste Abteilung des *Guide*. Die Unterkategorien dieser Abteilung sind: »1. Analytical and Theoretical Studies of Bartók's Works« – »2. Studies of Bartók's Style and Aesthetics« – »3. Folk-Music Influences on Bartók's Compositions« – »4. Art-Music Influences on Bartók's Compositions« – »5. Bartók's Influences on Others« – »6. Studies of Bartók's Compositional Process (Sketches, Manuscript Drafts, Editions, Versions, His

6 | Elliott Antokoletz, *Béla Bartók. A Guide to Research*, New York und London 1988; ders., *Béla Bartók. A Guide to Research*, New York und London 1997; Elliott Antokoletz und Paolo Susanni, *Béla Bartók. A Research and Information Guide*, New York und London 2011. Die Kennnummern, die den einzelnen Einträgen zugeordnet werden, stimmen zwischen den verschiedenen Ausgaben nicht überein.

Own Recordings) and/or History of the Works« – »7. Discussions of Bartók's Orientation Toward Pedagogy«. ⁷

Die Erstausgabe von 1988 führt in diesem Abschnitt insgesamt knapp 400 Einträge an. Davon sind fast genau die Hälfte in englischer Sprache verfasst, 20 % in deutscher und 9 % in ungarischer. Weitere vertretene Sprachen sind Französisch, Russisch, Italienisch und Rumänisch, die allerdings jede für sich kaum ins Gewicht fallen. Viele russische Beiträge sind im Rahmen des *Guide* explizit nicht inhaltlich überprüft worden, was freilich ein eigenes Kapitel zum Thema Sprachbarrieren anregen könnte. Der erste Überblick bietet also wenig Überraschendes: Englisch ist die deutlich dominierende Sprache, Deutsch folgt an zweiter Stelle. Ungarisch ist von unübersehbarer Bedeutung im Schrifttum, befindet sich aber mit deutlichem Abstand an dritter Stelle. Die Beiträge, die sich mit Instrumentalwerken befassen, überwiegen bei weitem (über 90 %), wobei sich die Streichquartette als beliebtes Thema erweisen. Im ersten Unterabschnitt »Analytical and Theoretical Studies« befassen sich unter den gut 100 Beiträgen knapp ein Drittel explizit mit einem oder mehreren der Streichquartette. Knapp 80 % davon sind englischsprachig. ⁸ Diese extreme Konzentration auf die Instrumentalmusik ist natürlich nicht ausschließlich auf den Sprachaspekt zurückzuführen. Aber unter die verschiedenen Faktoren, die in Anschlag gebracht werden können, wäre unbedingt auch jener der ungarischen Sprachhürde einzureihen. ⁹ Die verzeichneten Beiträge zur Vokalmusik konzentrieren sich zu einem Drittel auf Bartóks Oper *Herzog Blaubarts Burg* (1911–1918). Auf Platz zwei rangiert innerhalb dieser Gruppe mit etwa 17 % die *Cantata profana* (1930). Knapp die Hälfte der Beiträge ist wiederum auf Englisch verfasst. Unga-

7 | Entspricht dem Inhaltsverzeichnis der Erstausgabe von 1988, S. viii. Die nachfolgenden Ausgaben stimmen damit überein, bis auf die Tatsache, dass das Unterkapitel Nr. 7 ab 1997 um den Aspekt »and/or Performance Interpretation« erweitert wurde.

8 | Erwartungsgemäß handelt es sich bei über zwei Dritteln davon um unselbständige Veröffentlichungen. Überspitzt könnte man sagen, dass der typische Forschungsbeitrag zu Kompositionen Bartóks bis in die 1980er Jahre hinein ein englischsprachiger Aufsatz zu den Streichquartetten war.

9 | Natürlich spielt hier auch eine Rolle, dass Bartók vorwiegend als Instrumentalkomponist wahrgenommen wird und sich der Fokus entsprechend eingerichtet hat. Unter den Kompositionen, denen häufig das Prädikat des »Meisterwerks« angeheftet wird, finden sich vornehmlich Instrumentalwerke wie die sechs Streichquartette, die *Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta* (1936), die *Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug* (1937) oder das *Konzert für Orchester* (1943). Auch der *Mikrokosmos* hat sich als beliebter Gegenstand für kurze konzentrierte Analysen bewährt. Die Streichquartette haben außerdem ein gattungsgeschichtliches Gewicht, das ein Vokalwerk wie die *Cantata profana* nicht ins Feld führen kann. Damit ist das Argument der Sprachbarriere aber nur relativiert, nicht beseitigt.

risch nimmt hier allerdings eine überproportional wichtige Rolle ein: 24 % der verzeichneten Arbeiten sind auf Ungarisch geschrieben und übertreffen damit sogar den Anteil deutscher Beiträge (21 %). Wie bereits erwartet, ist der Anteil ungarischsprachiger Arbeiten im Bereich der Vokalwerke signifikant höher als bei der Diskussion reiner Instrumentalwerke.

Die Zweitausgabe des *Guide to Research* listet 1997 in der Rubrik der »Studies of Bartók's Musical Compositions« knapp über 180 neue Einträge. Es fällt sofort auf, dass innerhalb dieser Neuzugänge die Dominanz englischsprachiger Beiträge gewachsen ist, von den knapp 50 % der Erstausgabe auf 68 %. Dieser Zuwachs ist interessanterweise zu Lasten des Deutschen zustande gekommen, das nur noch mit 9 % vertreten ist und damit gleichauf liegt mit dem ungarischen Anteil. Das Übergewicht von Arbeiten zur Instrumentalmusik Bartóks ist weiterhin deutlich, wenn auch bei den neuen Einträgen ein wenig gemildert (76 %). Gegenüber den Streichquartetten sind jetzt andere Instrumentalwerke ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt, darunter etwa das Klavierlehrwerk *Mikrokosmos*, das vor allem mit analytischen Betrachtungen einzelner Stücke der Sammlung bedacht worden ist. Innerhalb der neuen Beiträge zur Instrumentalmusik ist die bekannte Sprachenhierarchie intakt: Englisch dominiert zu drei Vierteln, Deutsch folgt mit 12 %, Ungarisch mit 6 %. Die Arbeiten zur Vokalmusik hingegen weisen eine ähnliche Verschiebung auf, wie es schon in der Erstausgabe des *Guide to Research* aufgefallen ist: Etwa 60 % dieser Beiträge sind auf Englisch verfasst, lediglich 3 % auf Deutsch und bei 30 % – beinahe einem Drittel – handelt es sich um ungarischsprachige Arbeiten.

Auffällig viele Neuzugänge der Zweitausgabe fallen in die Rubrik Nr. 6 »Studies of Bartók's Compositional Process and/or History of the Works«. Die Liste der Erstausgabe ist hier um mehr als die Hälfte angewachsen. Von den 26 Neuzugängen stammen 18 von ungarischen Autoren,¹⁰ davon 14 von Mitarbeitern des Bartók-Archivs oder des übergeordneten Musikwissenschaftlichen Instituts. Bei allein elf dieser Beiträge handelt es sich um Arbeiten von László Somfai, dem langjährigen Leiter des Bartók-Archivs in Budapest. Die Sprachwahl dieser Autoren fällt in den meisten Fällen auf Englisch (9), seltener auf Ungarisch (6) und Deutsch (4). Es handelt sich hierbei um eine Rubrik, die Quellenstudium nahelegt und die – wie bereits geahnt – eine vom Umfeld des Budapester Archivs ausgehende Dominanz aufweist.

Die Drittausgabe des *Guide*, die nach einem weiteren Intervall von 14 Jahren folgte, weist knapp hundert Neuzugänge zu den »Studies of Bartók's Musical Compositions« auf. Darunter sind englische Beiträge mit 75 % erwartet stark vertreten. Ungarisch hat sich interessanterweise mit 12 % gegenüber Deutsch (9 %) behauptet. Die englische Dominanz hat sich also gefestigt, während das

10 | Wird der in Cluj geborene Ferenc László mitgezählt, der vornehmlich auf Ungarisch über Bartók publizierte, sind es 19.

Deutsche als ehemals zweitwichtigste Forschungssprache vom Ungarischen überholt wurde. Unter den Neueinträgen spielen Arbeiten zur Vokalmusik kaum eine Rolle. Von den lediglich sechs Beiträgen, die sich direkt auf Bartóks Vokalwerke beziehen, haben vier die Oper *Herzog Blaubarts Burg* zum Thema, nur einer befasst sich mit der *Cantata profana*.

Schwerpunkte, blinde Flecken und Enklaven

Aus diesem Überblick lassen sich in Sachen Sprachverwendung einige Feststellungen machen: Englisch ist, wenig überraschend, die dominierende Sprache der Bartók-Forschung und hat diese Rolle seit den 1990er Jahren noch ausbauen können. Deutsch ist im Begriff, seinen Status als abgeschlagener Zweiter allmählich ans Ungarische abgeben zu müssen. Auch mit diesem Rangtausch bleibt es dabei, dass die drei maßgeblichen Sprachen der Bartók-Forschung Englisch, Ungarisch und Deutsch sind. Das ist eine eindeutige Bestätigung dafür, dass die ungarische Sprache eine faktische Forschungsrelevanz hat, die sich nicht abgetragen hat. Schlussfolgerungen zu thematischen Schwerpunkten lassen sich ebenfalls anstellen: Themenbereiche, die ungarische Sprachkenntnisse zwar nicht voraussetzen, aber doch nahelegen, weisen die erwartete Dominanz ungarischer Autoren auf. Dies war bei den auffällig zahlreichen Neueinträgen der Zweitausgabe zur Rubrik des »Compositional Process« zu beobachten, wie überhaupt im Zusammenhang mit den Vokalwerken. Vor allem im Zusammenhang mit der *Cantata profana* führt das zu merkwürdigen Verschiebungen. Dieses etwa 20-minütige Werk für gemischten Chor, Orchester, Bariton und Tenor, das 1930 entstand, gilt als zentrales »Bekenntniswerk« Bartóks.¹¹ Trotzdem ist es eine erstaunlich unbekannte Komposition geblieben und spielt auch in der Forschungsliteratur eine relativ kleine Rolle. Man kann dafür verschiedene Erklärungen in Anschlag bringen. Die Tatsache indes, dass der vertonte Text ungarisch ist und stark verwurzelt in der rumänischen und ungarischen Folklore, ist sicher ein wichtiger Faktor dafür, dass die Beschäftigung mit diesem eigentlich wichtigen Werk primär von ungarischer Seite vorangetrieben wird, während sich das internationale Interesse augenfällig in Grenzen hält. Weil in der Konsequenz verhältnismäßig viele relevante Beiträge zur *Cantata profana* auf Ungarisch erscheinen, wird die Sprachhürde hier zum

11 | Vgl. József Ujfalussy, *Béla Bartók*, Budapest 1971, S. 283 und László Somfai, »Vorwort«, in: Béla Bartók, *Cantata profana*, Wien und London 1955, o. S., außerdem György Kroó, »Cantata profana«, in: *The Bartók Companion*, hrsg. von Malcolm Gillies, London 1993, S. 424–437, hier S. 424. Eine eingehende Diskussion zu diesem Werk findet sich außerdem in der Dissertation des Autors über *Béla Bartóks Vokalmusik*, deren Druck derzeit vorbereitet wird.

wesentlichen Einflussfaktor und verstärkt die Bildung eines »blinden Flecks« im Gesichtsfeld der internationalen Forschung.

Denn Nichtbeachtung scheint innerhalb des internationalen Diskurses die Folge für einen Forschungsbeitrag zu sein, der in der Randsprache Ungarisch veröffentlicht wird. Wer die Sprache nicht versteht, kann entsprechende Publikationen nicht rezipieren. Das muss nicht unbedingt heißen, dass diese Beiträge auf keinerlei Wahrnehmung hoffen dürfen. Ein Forscher, der auf relevante ungarische Literatur stößt, aber keine einschlägigen Sprachkenntnisse hat, kann sich um eine Übersetzung bemühen oder auch darauf hoffen, dass eine solche anderweitig bereits verfügbar ist. In beiden Fällen könnten wissenschaftliche Leistungen trotz der Sprachhürde Eingang in einen internationalen Diskurs finden. Aber – wenn die Möglichkeit der Übersetzung vorerst einmal beiseite gelassen wird – welche Chancen gibt es überhaupt, ohne gezielte Recherche mit ungarischen Veröffentlichungen konfrontiert zu werden? Oder anders gefragt: Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, einem jener ungarischsprachigen Artikel, die im obigen statistischen Resümee erfasst worden sind, in einem nicht-ungarischen Organ musikwissenschaftlicher Forschung über den Weg zu laufen? Sie liegt praktisch bei null: Eine Recherche in der RILM-Online-Datenbank für die Jahre 1945 bis 2015 zum Schlagwort »bartók« bringt ein Ergebnis von über 4000 Treffern. Sucht man gezielt nach Veröffentlichungen in wissenschaftlichen Periodika, erhält man einen Bestand von weniger als 3000 Beiträgen. Über 700 davon entfallen auf ungarischsprachige Artikel. Schlüsselst man diese Ergebnisse nach den einzelnen Periodika auf, erfährt man, dass beinahe die Hälfte dieser Veröffentlichungen auf lediglich zwei Zeitschriften verteilt sind: *Magyar Zene* (»Ungarische Musik«) und *Muzsika* (»Musik«¹²). Im Vergleich dazu ist die Verteilung der englischsprachigen Beiträge auf unterschiedliche Periodika weitaus ausgeglichener.¹³ *Magyar Zene* und *Muzsika* sind wichtige Organe für die Veröffentlichung von ungarischen Aufsätzen zu Musik und Musikwissenschaft. Sie sind auf die ungarische Sprache beschränkt und wenden sich damit einerseits praktisch exklusiv an ein ungarisches Publikum und andererseits vorwiegend an ungarische Autoren. Letzteres ist nur mit einer Einschränkung präzise: Zumindest in der Zeitschrift *Magyar Zene* kommt es häufiger vor, dass Beiträge nicht-ungarischer Autoren abgedruckt werden, dann jedoch in ungarischer Übersetzung und für gewöhnlich erst im Anschluss an eine ursprüngliche Veröffentlichung in einer anderen (Breiten-)

12 | »Zene« und »muzsika« sind weitgehend Synonyme für »Musik«.

13 | Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass es insgesamt einen größeren Bestand an englischsprachigen Zeitschriften gibt, auf die sich diese Artikel verteilen können. Die Verbreitung englischsprachiger Beiträge erstreckt sich aber zusätzlich auch auf mehrsprachige Periodika wie die *Studia Musicologica*, von denen im Folgenden noch die Rede sein wird.

Sprache. Es handelt sich also um einen Service für das ungarische Leserpublikum¹⁴ und nicht um den aktiven Versuch, das Ungarische auch unter nicht-ungarischen Forschern als Publikationssprache zu etablieren. Ein Großteil der relevanten ungarischen Artikel wird also in Periodika veröffentlicht, die durch ihre landessprachliche Konzentration *nicht* an ein internationales Publikum gerichtet sind. Dafür gibt es natürlich gute Gründe. Aber aus internationaler Sicht entstehen dadurch Enklaven für ungarische Forschungsbeiträge, die wenig internationale Aufmerksamkeit erregen. Besonders bedauerlich ist das bei Leistungen, die besonders gut von Muttersprachlern erbracht werden können, wie etwa Analysen zu Prosodie und Sprachrhythmik in Bartóks Vokalwerken. Gerade derartige Beiträge in einer Breitensprache zur Verfügung zu haben, wäre für Ungarischunkundige natürlich von großem Vorteil, weil es sich um Einblicke handelt, die sie sich aus eigener Leistung nicht eröffnen können.¹⁵

Das vielleicht wichtigste internationale Organ ungarischer Musikwissenschaft sind die *Studia Musicologica* der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.¹⁶ Obwohl hier seit dem ersten Jahrgang 1961 zahlreiche ungarische Forscher veröffentlicht haben, gehört das Ungarische nicht zu den zugelassenen Sprachen. Die *Studia Musicologica* sind damit ein Forum für ungarische und internationale Musikwissenschaft, das in Ungarn ansässig ist, aber mögliche Verständnisschwierigkeiten durch die wenig verbreitete Landessprache

14 | Die gleiche Strategie wird gelegentlich auch bei ursprünglich auf Englisch erschienenen Artikeln ungarischer Autoren angewandt. Ein Beispiel wäre: Tibor Tallián: »Let this cup pass from me... The Cantata profana and the Gospel according to Saint Matthew«, in: *The Hungarian Quarterly* 36, (1995), H. 139, S. 55–60; ders.: »...múljk el e pohár én tölem...: Cantata profana és Máté evangélium«, in: *Magyar Zene* 37 (1999), H. 2, S. 153–159.

15 | Zu denken wäre hierbei an Beiträge Csilla Mária Pintérs zur Sprachrhythmik in *Herzog Blaubarts Burg*. Ein ursprünglich ungarischer Artikel erschien 2003: »A parlando-rubato változatainak jelentősége A kékszakállú herceg vára ritmikai nyelvén« [Die Bedeutung von Varianten des Parlando-rubato in der Rhythmussprache von *Herzog Blaubarts Burg*], in: *Tanulmányok az MTA Népzene kutató Csoport megalakulásának 50. évfordulójára*, hrsg. von Pál Richter, Márta Rudasné Bajcsay und Tibor Tallián, Budapest 2003, S. 385–394. Mittlerweile ist er auch als englische Übersetzung verfügbar: »The Significance of the Varieties of Parlando-Rubato in the Rhythmic Language of Bluebeard's Castle«, in: *Studia Musicologica* 49 (2008), H. 3–4, S. 369–382. Dies gilt zum Beispiel nicht für Zsigmond Lászlós Beitrag zur Prosodie in der *Blaubart*-Oper, der nach wie vor nur auf Ungarisch zu lesen ist: Zsigmond László, »A prozódia tól a dramaturgiáig« [Von der Prosodie zur Dramaturgie], in: *Költészet és zeneiség. Prozódiai tanulmányok* [Dichtung und Musikalität. Studien zur Prosodie], Budapest 1985, S. 100–129.

16 | Daher der bis 2006 verwendete Name *Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae*.

vollständig ausklammert. Zugelassene Sprachen sind gegenwärtig Englisch, Deutsch und Französisch, während in früheren Jahrgängen auch gelegentlich Beiträge auf Italienisch oder Russisch zu finden waren – nicht aber auf Ungarisch. Mittlerweile erstreckt sich das reale Sprachenspektrum nur noch auf Englisch und Deutsch, da Französisch seit den 1990er Jahren faktisch beinahe vollständig aus der Zeitschrift verdrängt worden ist. Die anfangs stark dominierenden deutschen Beiträge sind innerhalb der einzelnen Jahrgänge etwa ab derselben Zeit von englischen Aufsätzen überholt worden. Bis einschließlich 2012 kommen deutsche Beiträge damit trotzdem auf insgesamt etwa 47 %, englische auf 42 %, französische auf 9 % und Beiträge in anderen Sprachen auf lediglich 2 %. Von den drei maßgeblichen Sprachen der Bartók-Forschung sind hier also lediglich zwei geblieben. Die *Studia Musicologica* sind damit ein wichtiges Organ für ungarische Musikforschung, nicht aber für ungarischsprachige Forschungsbeiträge. Aus nicht-ungarischer Sicht kann so der Eindruck entstehen, mit den *Studia Musicologica* bereits alles Lesenswerte der ungarischen Bartók-Forschung mitgeteilt zu bekommen, während Organe wie *Magyar Zene* oder *Muzsika* ignoriert werden.

Auch Monographien erfahren, solange sie außer auf Ungarisch nicht in vollständiger oder partieller Übersetzung in einer Breitensprache verfügbar sind, wenig Beachtung in der internationalen Forschung. Hierbei kann es sich durchaus um wichtige Forschungsbeiträge handeln. János Kárpátis Monographie zu Bartóks Kammermusik ist ein Beispiel hierfür, zeigt aber auch, dass Sprachhürden mitunter nicht das einzige Hindernis sind, das einer breiten Rezeption im Wege stehen kann. Schon 1967 erschien eine erste ungarische Abhandlung, die sich auf die Streichquartette konzentrierte. Acht Jahre später lag sie in englischer Übersetzung vor. Obwohl sie nun also in der am weitesten verbreiteten Forschungssprache verfügbar war, erhielt sie nur wenig Aufmerksamkeit. Mit diesem eigentlich verblüffenden Umstand befasste sich László Somfai Jahre später in einer Rezension zu einer weiteren Monographie Kárpátis, die sich nunmehr mit Bartóks gesamter Kammermusik befasste. Sie war 1976 auf Ungarisch erschienen und wurde 1994 in leicht erweiterter Fassung ins Englische übersetzt.¹⁷ Somfai erklärte das geringe Echo auf Kárpátis erstes englisches Buch mit einer zumindest damals herrschenden Nachlässigkeit im englischsprachigen Raum, durch die »even books printed in English, say, in Hungary without a co-publisher in England or in the US, have no chance of being incorporated into the primary literature«¹⁸. Somfais radikaler Befund

17 | János Kárpátis, *Bartók vonósnégyesei* [Bartóks Streichquartette], Budapest 1967; ders., *Bartók's String Quartets*, Budapest 1975; ders., *Bartók kamarazenéje* [Bartóks Kammermusik], Budapest 1976; ders., *Bartók's Chamber Music*, Stuyvesant 1994.

18 | László Somfai, »A Classic on Bartók Revised«, in: *The Hungarian Quarterly* 36 (1995), H. 137, S. 141–143.

stammt aus den 1990er Jahren, und es wäre noch nachzuprüfen, ob derartige Zustände auch in Zeiten voranschreitenden Onlinepublishings noch aktuell sind. In jedem Falle wirkt hier ein Sprachunterschied strukturbildend auf das, was im weiteren Sinne unter »Denkstrukturen« verstanden werden kann.

Der Sprung über die Sprachhürde

Ungarische Forscher müssen Strategien entwickeln, um im internationalen Diskurs wahrgenommen zu werden, ohne gleichzeitig auf die Ungarisch-Kenntnisse im Rest der Welt zu vertrauen. Zwei gangbare Wege sind die Übersetzung oder gleich die direkte Veröffentlichung in einer Breitenersprache, vor allem sicher Englisch. Für Letzteres sind die *Studia Musicologica* ein Beispiel, während es für Ersteres schon seit Jahrzehnten eine entsprechende Praxis gibt. Dabei werden nur in seltenen Fällen einzelne Artikel direkt in mehrsprachiger Ausführung publiziert.¹⁹ Häufiger ist die Neuveröffentlichung von Übersetzungen ursprünglich ungarischsprachiger Aufsätze in gewissem zeitlichen Abstand, meist mehrerer Jahre. Die komplette Übersetzung einzelner Monographien – wie im Falle János Kárpátis gleich zweimal – ist ebenfalls nicht die Regel. Häufiger sind Teilübersetzungen, die dann in Aufsatzform bequemer veröffentlicht werden oder in neue Publikationen eingegliedert werden können.²⁰ Fremdsprachliches Publizieren ist für ungarische Forscher ein Muss, keine Option, da auf ein internationales Entgegenkommen gegenüber ungarischer Literatur nicht gehofft werden kann. Wie der Fall Kárpátis zeigt, ist die Übersetzung noch kein Garant für breite Aufmerksamkeit, aber in jedem Fall eine notwendige Vorbedingung. Dagegen ist es wohl kein effizienter Behelf, in englischen oder deutschen Publikationen massiv auf ungarische Belegstellen hinzuweisen, um sie nachhaltig ins Spiel zu bringen. Wer nicht die notwendigen Sprachkenntnisse besitzt, wird allenfalls die Belegstellen als solche weitertransportieren können, ohne den Verweisen aber konkret nachgehen zu können. Man könnte hier also nicht ernstlich davon sprechen, dass die zitierte Literatur dadurch tatsächlich »in den internationalen Diskurs eingegangen« wäre. Das gleiche Manko stellt sich durch die häufig verfügbaren englischen Abstracts zu randsprachlichen Titeln ein, wie sie etwa über RILM Online zu haben sind. Sie ersetzen nicht die vollständige Kenntnis eines Beitrags, sind aber im Angesicht einer handfesten Sprachbarriere für den Inter-

19 | Wie etwa Tibor Tallián, »Bartók és a szavak / Bartók et les mots / Bartók and Words«, in: *Arion* 13 (1982), S. 67–83.

20 | So etwa geschehen bei Ernő Lendvai, *The Workshop of Bartók and Kodály*, Budapest 1983. Das Buch enthält die kondensierte Version seines Kapitels zu *Herzog Blaubarts Burg*, das ursprünglich Teil seiner ungarischen Monographie *Bartók dramaturgiája* [Bartóks Dramaturgie], veröffentlicht in Budapest 1964, war.

essierten trotzdem oft das Maximum an erreichbarer Information.²¹ Kurz und gut: In aller Regel sind es ungarische Akteure, die an der Überwindung der Sprachhürde arbeiten, sei es durch Übersetzungen, direktes fremdsprachliches Publizieren oder die Erstellung breitsprachlicher Abstracts zu ungarischen Artikeln. Die umgekehrte Richtung – dass sich also Ungarischkundige zur Lektüre oder gar für eigene Publikationen einen direkten Zugang zur ungarischen Sprache verschaffen – ist mit dem hohen individuellen Aufwand verbunden, sich eine Fremdsprache auf fachsprachlichem Niveau anzueignen, wenn einmal von der Möglichkeit abgesehen wird, sich teure Fachübersetzungen zu leisten. Zeit und Mühe, die für die Aneignung angemessener Sprachkompetenz aufgewendet werden müssten, können abschreckend wirken und diesen Weg über die Sprachhürde verleiden – zumal eine ungarischsprachige Publikation ja wieder mit der bekannten Gefahr eines Aufmerksamkeitsdefizits konfrontiert wäre und es im Falle der Lektüre von Beiträgen ungarischer Forscher durch deren Entgegenkommen häufig eine bequemere Alternative als den Sprachkurs gibt.²² Wie verbreitet es in der Bartók-Forschung trotz allem ist, sich fremdsprachliche Ungarischkenntnisse anzueignen, lässt sich wegen des individuellen Charakters dieser Strategie statistisch kaum ausloten. Es lässt sich aber immerhin vermuten, dass solche Einzelbemühungen – so lohnenswert sie im individuellen Fall auch sind – keine große Breitenwirkung in der globalen Auseinandersetzung mit einer Sprachhürde haben.

Eine Frage könnte nun lauten, warum ein ungarischer Musikwissenschaftler nicht vollständig darauf verzichtet, auf Ungarisch zu veröffentlichen, und gänzlich auf Englisch und daneben womöglich auf Deutsch einschwenkt. Das hat Gründe, die meines Erachtens nicht mit reinem Pragmatismus erklärt werden können, sondern mit der Verwurzelung von Wissenschaft in der Gesellschaft zu tun haben, die sie unterhält.²³ Die Scientific Community ist schließlich keine autonome Bildungsbrigade, die ohne Rücksicht auf das Laientum ihre eigenen arkanen Kreise ziehen darf. Damit wäre die Idee von Wissenschaft in mündigen, demokratischen Gesellschaften ad absurdum geführt. Des Weiteren wäre ohnehin zu diskutieren, ob Monolingualität in der

21 | Es wäre überhaupt zu fragen, ob die RILM-Datenbank durch ihre Arbeitsweise in der Lage ist, einen verlässlichen multilingualen Literaturüberblick sicherzustellen, oder ob bestimmte sprachliche Schwerpunktsetzungen nicht vielmehr verstärkt werden.

22 | Es gibt mit dem Belgier Denijs Dille in der Bartók-Forschung allerdings auch ein prominentes Beispiel für diesen umgekehrten Weg. Dille war von 1961 bis 1971 erster Direktor des Bartók-Archivs in Budapest. In seiner umfangreichen Veröffentlichungsliste finden sich auch ungarischsprachige Beiträge.

23 | Vgl. etwa Konrad Ehlich, »Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation – Illusion oder Notwendigkeit?«, in: *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*, hrsg. von Konrad Ehlich und Dorothee Heller, Bern u. a. 2006, S. 17–38, hier S. 23, 27–29.

Wissenschaft tatsächlich als wünschenswerte Effizienzsteigerung verstanden werden sollte oder nicht. Natürlich kann Einsprachigkeit als Garant für »Ernüchterung, Entprovinzialisierung, Reichtum der Weite und vor allem auch die Fähigkeit zum Vergleich mit seinen augenöffnenden, klärenden und verfremdenden Effekten«²⁴ gesehen werden. Andererseits aber darf man wissenschaftlicher Mehrsprachigkeit durchaus das Potential einer »produktive[n] Reibung und Unruhe in Auseinandersetzung mit anderen, anders artikulierten Traditionen«²⁵ zuschreiben. Gerade in Geisteswissenschaften, die den Anspruch an sich selbst erheben, pluralistisch zu sein und aufgeschlossen gegenüber alternativen Denkmustern, wäre es auch seltsam inkonsequent, nur eine Verkehrssprache zuzulassen.

EIN FAZIT: DER LÄSTIGE SEGEN EINER SPRACHHÜRDE

Der Fall der Bartók-Forschung zeigt, dass eine Randsprache im Spektrum der regelmäßig verwendeten Idiome kein Problem ist, das eine endgültige Lösung zulässt. Und vermutlich sind damit nicht nur Nachteile verbunden. In gewissem Sinne ist eine Sprachhürde sogar eine lohnenswerte Herausforderung, eine Art unbequemer Vorteil, weil der andere Diskurs, die andere Wissenschaftstradition und die andere Sprache eben auch andere Sichtweisen und Anregungen zu bieten hat. Ungarisch hat mittlerweile weit über ein halbes Jahrhundert Zeit gehabt, um sich als relevante Forschungssprache aus der Bartók-Forschung verdrängen zu lassen. Dies ist nicht passiert, im Gegenteil. Ungarisch hat gegenüber dem Deutschen an Bedeutung merklich aufgeholt. Ungarische Forscher veröffentlichen weiterhin in ihrer Landessprache und finden in Periodika wie *Magyar Zene* oder *Muzsika* geeignete Verbreitungsorgane, um ein interessiertes ungarisches Publikum zu erreichen. Es ist also nicht davon auszugehen, dass sich das Problem einer ungarischen Sprachhürde in der Bartók-Forschung von selbst auflösen wird. Was kann also getan werden, um produktiv mit dieser Hürde umzugehen? Für den einzelnen Forscher wird, je nach gewähltem Schwerpunkt innerhalb der Bartók-Forschung, womöglich nichts anderes übrig bleiben, als sich ins Ungarische einzuarbeiten.

Für die nicht-ungarische Forschungsgemeinschaft als Ganzes bleibt der einzig realistisch gangbare Weg die Übersetzung von ungarischen For-

24 | Jürgen Kocka, »Mehrsprachiges Europa. Die Bedeutung der eigenen Sprache in der Wissenschaft«, in: *Die Wissenschaft spricht Englisch? Versuch einer Standortbestimmung*, hrsg. von Uwe Pörksen, Göttingen 2005, S. 19–24, hier S. 22.

25 | Angelika Redder, »Die Sprachen und das Denken in den Wissenschaften«, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 47 (2000), H. 2–3, S. 257–265, hier S. 264.

schungsbeiträgen, ob nun in partieller, kondensierter oder vollständiger Form. Die Hoffnung ist begründet, dass Erkenntnisse zu Themen, die von Muttersprachlern gewinnbringender bearbeitet werden können, durch englische Publikationen dennoch eine internationale Leserschaft erreichen. Je effizienter das passiert, desto geringer wird die Wirkung einer »Enklavenbildung« ungarischer Literatur und desto weniger wird es zu einer immer weiter getriebenen Isolation bestimmter sprachlich ausgerichteter Themen kommen. Die letzten Jahre zeigen, dass das Bemühen um entsprechende Übersetzungen ursprünglich ungarischer Artikel zu immer kürzeren Intervallen zwischen Ersterscheinungen und übersetzter Version führen kann.²⁶

Die Bartók-Forschung ist ein gutes Beispiel, um derartige Verhältnisse in besonders klarer Ausprägung betrachten zu können – um einen Ausnahmefall handelt es sich allerdings nicht. Die gemachten Beobachtungen lassen sich mutatis mutandis auf viele andere Konstellationen in der internationalen Musikwissenschaft übertragen. Man wird dort die angesprochenen Effekte asymmetrischer Sprachverwendung wiederfinden, vielleicht in anderer Intensität, aber dem gleichen Prinzip folgend. Problematisch wird dies immer dann, wenn fremdsprachliche Beiträge aus Bequemlichkeit ignoriert und ausgeblendet werden. Die Vermutung, dass nur Publikationen in einer Breitensprache relevant seien und umgekehrt der Diskurs in einer Randsprache nur Nebensächlichkeiten zu bieten hätte, wäre ein überheblicher Trugschluss, der einige grundlegende Verhältnisse zwischen den Forschungssprachen übersehen würde. Immerhin sollte bei alledem auch nicht vergessen werden, dass im Angesicht einer immer dominanter werdenden Lingua franca im Grunde jedes andere Idiom im Begriff ist, zur Randsprache zu werden.

26 | Beispielsweise erschien die englische Übersetzung eines Aufsatzes von László Vikárius zu Bartóks *Bärentanz* (Nr. 10 der *Zehn leichten Klavierstücke*) nur sieben Monate nach der ursprünglichen ungarischsprachigen Version: László Vikárius, »Bartók: *Medvetánc*«, in: *Magyar Zene* 46 (2008), H. 1, S. 31–49; ders.: »Bartók: Bear dance«, in: *Studia Musicologica* 49 (2008), H. 3–4, S. 341–367.

